

KLK

137. Nachlieferung · Juni 2024

Kritisches Lexikon

zur

deutschsprachigen

Gegenwarts-

literatur

edition text + kritik

Jakob Arjouni (eigentlich Jacob Benjamin Bothe), geboren am 8.10.1964 in Frankfurt/M. als Sohn des Dramatikers Hans Günter Michelsen und der Verlegerin Ursula Bothe; aufgewachsen in Frankfurt/M. und Ober-Roden (Hessen). Mit zehn Jahren kam er auf ein Internat im Odenwald. 1983 Abitur, danach eigentlich zum Studium nach Montpellier (Südfrankreich), arbeitete aber zweieinhalb Jahre lang als Kellner, Badeanzug- und Erdnussverkäufer. In Montpellier schrieb er seine ersten Arbeiten, den Kayankaya-Kriminalroman „Happy Birthday, Türke!“ und das Theaterstück „Die Garagen“. Als Künstlernamen nahm er dafür den Nachnamen seiner damaligen marokkanischen Freundin und späteren ersten Frau an, der Musikmanagerin Khadija Arjouni. Später heiratete er die amerikanische Juristin und Immobilienmaklerin Miranda Junowicz. Drei Kinder: Elsa, Emil und Lucy. 1986 Besuch der Schauspielschule in Berlin, brach jedoch die Ausbildung nach nur einem Dreivierteljahr ab. Auch das sich anschließende Studium an der Freien Universität Berlin brach er ab. Von Februar bis April 2005 war er Writer in Residence im Deutschen Haus der New York University. 2011 wurde er in Zürich von Winfried Stephan, dem Geschäftsführer des Diogenes Verlags, für seine über eine Million verkauften Bücher mit dem von Tomi Ungerer gestalteten Diogenes Ehrenzeichen der Goldenen Eule ausgezeichnet. Arjouni lebte als freier Schriftsteller in Berlin und in Ginestas (Südfrankreich). Er starb am 17.1.2013 nach kurzer schwerer Krankheit in Berlin. Im Oktober 2013 kündigten die Melville House-Verleger Dennis Johnson und Valerie Merians den „Jakob Arjouni Fund to Fight Pancreatic Cancer“ an, der von der Lustgarten-Stiftung verwaltet wurde. 2014 veröffentlichte der Diogenes Verlag auf seiner Homepage zum 55. Geburtstag von Jakob Arjouni die 1984 geschriebene, nie vollendete und unveröffentlichte Kurzgeschichte „Bogart besucht Jonny Wulfgang!“. Sein Werk ist in 23 Sprachen erschienen.

Preise: Baden-Württembergischer Autorenpreis für das deutschsprachige Jugendtheater (1987) für „Nazim schiebt ab“; Deutscher Krimipreis (1992) für „Ein Mann, ein Mord“.

Jakob Arjouni ist der glückliche Fall eines Autors, der ausgehend von den Vorzügen der Unterhaltungsliteratur mit der Zeit die Kunstfertigkeit eines großen Erzählers erreicht hat. In der festen Überzeugung, dass „der Krimi ein guter Rahmen ist, um mit dem Schreiben anzufangen“ („Foglio giallo“, 1996), fand er zu Beginn seiner schriftstellerischen Karriere in diesem Genre mit seinen klassischen Standardsituationen die ideale Form des Geschichtenerzählens, in welcher sich auf scheinbar natürliche Weise zusammenfügt, was sonst angestrebter Inszenierungskünste bedarf. Im Vertrauten der populären Kultur sollte sich sein erzählerisches Talent entfalten. So spielt er in seinen Kriminalromanen gekonnt mit Motiven und Mustern besonders aus der amerikanischen Tradition der *hard-boiled detective novel*. Doch wurde aus diesem Spiel mit den Versatzstücken des Genres keine Parodie, sondern etwas durchaus Originelles. Und es spricht für die Qualität seiner Kriminalromane, dass ihre Spannung nicht nur auf einzelnen Pointen beruht, sondern durch ihre raffiniert durchdachte Konstruktion entsteht. Zudem gelang Arjouni mit der Figur des deutsch-türkischen Privatermittlers Kemal Kayankaya die Profilierung einer neuen Kultfigur. Lange Zeit hielt sich in der literarischen Öffentlichkeit sogar das Gerücht, Arjouni sei selbst Deutsch-Türke und Kemal Kayankaya sein Alter Ego. Dabei erfolgte die Wahl des Künstlernamens Arjouni aus rein privaten Gründen. Der Autor wollte „nicht als Sohn von irgendjemandem“ („Der Spiegel“, 21.3.1991), nämlich des bekannten Dramatikers Hans Günter Michelsen, wahrgenommen werden. Von Anfang an setzte er daher auf den Nachnamen seiner damaligen marokkanischen Freundin und späteren Frau. Arjounis Kriminalromane eroberten schnell das Publikum und sorgten in der Literaturszene für großes Aufsehen. „Ein neuer Star belebt ein altes Genre“, schrieb der „Spiegel“, die „Neue Zürcher Zeitung“ sprach vom „Début eines ausserordentlichen Krimiautors“ und in dem Lifestyle-Magazin „Tempo“ sang Maxim Biller die „Hymne auf einen sehr jungen, hochbegabten deutschen Kriminalschriftsteller“. Dabei standen die Zeichen anfangs keineswegs auf Erfolg. Nur einem glücklichen Umstand ist es zu verdanken, dass der erste Kayankaya-Krimi „Happy birthday, Türke!“ ein so großer Erfolg wurde. Erschienen ist er zuerst 1985 bei dem kleinen Hamburger Buntbuch Verlag. Als dieser bankrott ging, kaufte der Diogenes Verlag 1987 die Rechte, publizierte das Buch in der schwarz-gelben Taschenbuchreihe und machte aus Kayankaya eines der erfolgreichsten Markenzeichen „hartgesottener“ deutscher Kriminalliteratur und Arjouni auf Anhieb zu einem der meistbeachteten Autoren der jungen Generation.

Die scheinbare Trivialität des Genres trug Arjouni mit dem Verkaufserfolg allerdings den Ruf eines Unterhaltungsschriftstellers ein. Doch ist gerade die Wahl des Kriminalromans Teil einer poetologischen Weitsicht, die mit selbst-kritischem Bewusstsein und großer künstlerischer Sorgfalt um die Schwierigkeiten der Gesetze des klassischen Erzählens weiß. So hat sich Arjouni durch den Erfolg seiner Kriminalromane nicht blenden lassen und sich davor gehütet, gleich zur großen Form überzugehen. Zunächst standen noch Hör-

Situation aber als einen Wink des Schicksals. In euphorischen Vorstellungen vom künftigen Ruhm eines Schriftstellers nutzt er die Gunst der Stunde und erschießt kaltblütig die wehrlose Bankräuberin, die aus Müdigkeit eingeschlafen war. Aus dem anfangs harmlosen „Waschlappen“ wird ein eiskalter Engel. In „Familie Rudolph tut wohl“ inszeniert Arjouni die Pervertierung von privatem Eigennutz und öffentlicher Moral. Die Erzählung gerät zur bissig-satirischen Studie über das Spießbürgertum. Unaufdringlich erzählt Arjouni, wie die Familie den „Gute-Bürger-Förderpreis“ bekommt, weil sie aus purer Nächstenliebe einen Russlanddeutschen kostenlos bei sich als Untermieter wohnen lässt. Dass der ahnungslose Aussiedler aber sehr wohl Miete bezahlt und der Öffentlichkeit nur als Aushängeschild einer Vorzeigefamilie präsentiert wird, die sich uneigennützig im Sozialen engagiert, verschweigt die Familie. Als der Untermieter verhaftet wird, weil er in Wahrheit als Stasi-Offizier in der Spionageabteilung tätig war, holt man sich einfach Ersatz beim städtischen Auffanglager für jüdisch-russische Emigranten. „Papstbesuch“ spielt in einer ehemals von Frankreich besetzten Kolonie, in der jetzt eine monarchistische Diktatur herrscht. Ein geplantes Attentat auf den Papst wird zum Anlass genommen, über offenkundige Widersprüche und Konflikte der Vergangenheit und ihre Auswirkungen auf die Situation der Gegenwart zu reflektieren. „In Frieden“ ist eine atmosphärisch dichte Parabel über die Macht und Ohnmacht des Geredes. Geschickt setzt Arjouni die dramaturgische Triebfeder der „Gerüchteküche“ ein, um die Widersprüchlichkeit der Verhältnisse und des Umgangs der Dorfbewohner mit einem schwerkranken Städter offenzulegen. Die Komödie „Great grandfather is watching you“ (2001) setzt sich wiederum mit Formen populärer Unterhaltung auseinander. Arjouni holt dabei den dystopischen Klassiker „1984“ von George Orwell ins 21. Jahrhundert. Aus dem Roman wird ein in 16 Szenen aufgeteiltes Schauspiel. Der intertextuelle Verweis auf das Propagandaplakat mit der Aufschrift „BIG BROTHER IS WATCHING YOU“, mit dem eine unbekannte Macht in der Personifikation des ‚Großen Bruders‘ den totalitären Überwachungsstaat etabliert, dient ihm als Vorlage für eine Persiflage der international erfolgreichen, aber auch sehr umstrittenen Fernsehshow „Big Brother“. Topografisch verlagert Arjouni den Schauplatz von der Makro- (Überwachungsstaat) auf die Mikroebene (eine Wohnung: „fünf Zimmer, Küche, Bad, zwei Balkone“), weltanschaulich von der totalitären Politik auf die narzisstische Medienkultur.

Vier Urenkel, die sich vorher nicht gekannt haben, verbringen auf Einladung der „Fernsehproduktion ‚Europe Entertainment‘“ vier Wochen – von der Außenwelt abgeschnitten – in der ehemaligen Wohnung ihres angeblichen Urgroßvaters. Sie nehmen an einer Sendung teil, „die vier Wochen lang täglich zwei Stunden zur besten Sendezeit ausgestrahlt wird“. Die Zimmer werden rund um die Uhr von Mikrofonen abgehört und von Kameras gefilmt, nachts werden nur in den Schlafzimmern Infrarotkameras eingesetzt. Bei der „Wahl zum würdigsten Urenkel“ winkt als Prämie die Wohnung des Urgroßvaters, „auf Lebenszeit – mietfrei, ohne Nebenkos-

ten“. Unter Aufsicht der Produktionsleiterin Barbara Messel sollen die vier nach dem Motto „Neuzeitiges, zivilisiertes, tolerantes Miteinander“ Aufgaben bewältigen und „eine Brücke zwischen Tradition und Gegenwart“ bauen. Mit erzählerisch-spielerischer Leichtigkeit aber unterläuft Arjouni bei der Selbstinszenierung der vier Kandidaten Maruscha („Fahrradbotin“), Bettina („Zahnmedizinstudentin“), Heiko („seit einem Jahr auf einer Journalistenschule“) und Sven („Zivildienstleistender“) das vorgegebene Ziel eines vertrauensvollen und konstruktiven Zusammenseins. Je mehr in den Dialogen das Private aus der intimen Lebenswelt heraustritt und sich im öffentlichen Raum präsentiert, desto stärker zeichnet sich eine Polarisierung zwischen Eigeninteressen und dem Gemeinwohl ab. Bei dem Versuch, sich gegenseitig auszuspielen, werden bei „den dauernden Zankereien“ verborgene Wahrheiten aufgedeckt, die einzig bei Maruscha, die von ihren Eltern erfahren hat, dass der Urgroßvater „am Ende seines Lebens Nazi gewesen sei. Und zwar richtig schlimm ... mit Juden verraten und so“, einen Reifeprozess in Gang setzen, der nach Abschluss des „Experiments“ eine authentischere Existenz möglich erscheinen lässt.

Mit „Idioten. Fünf Märchen“ (2003) lieferte Arjouni einen weiteren Beweis seiner vielseitigen schriftstellerischen Fähigkeiten. Seine Märchen entführen den Leser nicht in eine magische Welt, die zur irdischen Wirklichkeit in Opposition steht. Arjouni erzählt vielmehr von einer Welt des Faktischen, in der märchenhafte Gestalten in die Grenzen von Raum und Zeit eintreten können, jedoch mit eingeschränktem Handlungsspielraum, denn sie „richten die Welt nicht neu ein und achten ihre Gesetze“. Am roten Faden einer Wunscherfüllung, die Unsterblichkeit, Gesundheit, Geld und Liebe aber ausschließt, illustriert er in fünf Etappen und an gleich vielen „Idioten“ im Berlin des 21. Jahrhunderts die unerwarteten Folgen, Rück- und Auswirkungen, die Menschen zuteil werden, wenn eine Fee ihnen einen kurz zuvor ausgesprochenen Wunsch erfüllt. Dass die Erfüllung der Wünsche noch lange nicht das erhoffte Glück bedeutet, ist die dramaturgische Plattform von Arjounis Märchenpoetik und das Leitmotiv seiner Geschichten. So bringt in der Titelgeschichte zwar der Vizechef einer Werbefirma dank der Fee endlich den Mut auf, seinem Chef und Freund offen ins Gesicht zu sagen, „was in der Firma wegen ihm falsch läuft“. Er muss jedoch irritiert feststellen, dass man ihn selbst nicht nur für „völlig unproduktiv und überflüssig“ hält, sondern dass auch sein opportunistisches Bemühen um Gemeinschaftssinn bei den Angestellten jede konstruktive Kritik verhindert hat – die Wunscherfüllung als schmerzliche Selbsterfahrung. In „Besiegt“ ist es ein junger hochbegabter Student der Berliner Filmakademie, der mit seiner Angst, den hochgesteckten Erwartungen nicht gerecht werden zu können, auf den Mut des Gelingens verzichtet und nach der Wunscherfüllung seine künstlerischen Ansprüche auf Mittelmaß zurückschraubt. „Notwehr“ dagegen handelt von den Selbstreflexionen einer Mutter, die zu keiner kritischen Selbsteinschätzung im Verhalten gegenüber ihrem Sohn gelangt. Der suggestive Zynismus, mit dem Arjouni das positive

Selbstbild dieser Alt-68erin als pure Heuchelei entlarvt, ist sprachlich wie formal eine Meisterleistung. Im Wechsel zwischen erlebter und direkter Rede stilisiert die Mutter den erfolgreichen Sohn, der sich frühzeitig von ihr abgewendet hat, zur Projektionsfläche ihrer eigenen Bedürfnisse und Sehnsüchte. In „Im Tal des Todes“ geht es um die Auseinandersetzung zwischen Trivial- und hoher Literatur. Nicht von ungefähr wählt Arjouni einen Titel von Karl May, über den in dieser Frage theoretisch viel gestritten worden ist. Entlang dieser Linie verläuft in der Geschichte die Diskussion zwischen der Fee und dem Groschenromanautor Peter Ohio, mit bürgerlichem Namen Rudolf Kratzer, der die Niederungen der Trivalliteratur verlassen und „einen wirklich großartigen, allgemein anerkannten Roman“ schreiben will. Doch solange er die Welt aus der Perspektive des Peter Ohio wahrnimmt, scheitert der Versuch, bleibt er dem Schematismus der populären Kunst verhaftet. Erst als er sich mithilfe der Fee selbst zum Helden der Geschichte macht und aus der Ich-Perspektive des Rudolf Kratzer erzählt, löst er sich vom literarischen Ton des Groschenromans und wird den Ansprüchen hoher Literatur gerecht. Auch die letzte Geschichte, „Happy End“, folgt einem bekannten Schema und doch kommt es wieder anders als man denkt. Dennoch hält der Titel, was er verspricht: Manuel, ein erfolgloser freier Journalist, Aufschneider und „streitstiftender Säuer“, lebt im Schatten seines bekannten Vaters und seiner Frau Sabine, „einer weltberühmten Pianistin“. Seinen Misserfolg und sein verletztes Selbstwertgefühl kompensiert er durch Flucht in den Alkohol und tagträumende Selbsterhöhungen. Den Wunsch, „geschätzt“ zu werden, erfüllt ihm die Fee – allerdings ist es nicht der erhoffte Durchbruch als Journalist, sondern, Ironie des Schicksals, der Erfolg seines Sohnes, der ihm Mitgefühl und Anerkennung der anderen zuteil werden lässt.

Mit „Hausaufgaben“ (2004) kehrte Arjouni wieder zur großen erzählerischen Form zurück. Der Roman spürt der Lebenslüge von Joachim Linde, einem Deutschlehrer am Reichenheimer Schiller-Gymnasium, nach. Nichts bleibt in der Optik dieser Geschichte so einfach und eindeutig, wie es zunächst erscheint. Nur vordergründig handelt sie von der historischen Schuldzuweisung der Nationalsozialisten, der Pflicht moralischer Wiedergutmachung gegenüber den Vertretern des Judentums und dem Staat Israel und der aktuellen Debatte um die Palästina-Frage. Denn Arjouni eröffnet mit der Diskussion, die der Leiter des Oberstufenkurses „Deutsche Nachkriegsschriftsteller und ihre Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus“ mit seinen Schülern über den Einfluss des „Dritten Reiches“ auf deren Leben führt, souverän den Zugang zur Selbsttäuschung, auf der Joachim Linde sein eigenes Leben aufgebaut hat. Geschickt überführt er die Kontroversen um Gegenwartsbestimmung und Vergangenheitsbesinnung in ein Familiendrama. Joachim Lindes Behauptung, eine der prägnantesten Auswirkungen des „Dritten Reiches“ auf das heutige Leben sei die „Verleugnung – oder besser: Verneblung oder Verschattung – unserer Herkunft“, bekommt so im Nachhinein einen auf die Handlung vorausweisenden Charakter. Hier ist eine kunstvolle Taktik der Be-

schönigung, oft auch Verschleierung der Tatsachen am Werk, als plötzlich eine längst verdrängte „unsägliche Geschichte“ in die selbstgefällige Welt Joachim Lindes einbricht.

Nur auf den ersten Blick ist die Welt der Familie Linde in Ordnung. Neben dem scheinheilig verlogenen und opportunistischen Vater besteht die Familie aus der Mutter Ingrid, die an Depressionen leidet und sich in regelmäßiger psychiatrischer Behandlung befindet, dem unsicher im Leben schwankenden 19-jährigen Sohn Pablo und der 18-jährigen Tochter Martina, die einen Selbstmordversuch unternommen und sich nach Mailand abgesetzt hat. Als ihr Freund Moritz nach Reichenheim kommt, um die zurückgebliebenen Sachen zu holen, bringt dies dasjenige in die Gegenwart zurück, was Arjounis Protagonist zu vergessen versucht hatte. Überschattet wird das perfekte Selbstbild des Joachim Linde von dem Verdacht, er habe seine Tochter bei einem Urlaub in Südfrankreich und auch in ihrer Kindheit sexuell bedrängt. Jetzt, wo das sorgsam verborgene Ereignis wieder ans Licht geholt wird und auch der Sohn davon erfährt, droht die Fassade endgültig wegzubrechen. Während die Mutter aus der Situation eines missglückten Lebens in die Welt der Depressionen flüchtet, die Tochter nach dem fehlgeschlagenen Suizidversuch in Italien Zuflucht sucht, um sich dem Einflussbereich und der sexuellen Nachstellung des Vaters zu entziehen, reagiert Pablo gewalttätig. Er schlägt auf den Vater ein, verschwindet mit dessen Wagen, hat einen Autounfall und liegt in der Klinik im Koma. Assoziativ ruft sich Linde Ereignisse des Familienlebens und die daraus entstandenen Konfliktsituationen ins Gedächtnis zurück und sehnt sich nach einer Wirklichkeit, wie sie sein sollte, aber nicht ist. Um seine Ehe und den Familienzusammenhalt zu retten, will er sich schließlich der Wahrheit stellen. Bevor er aber die „Verwechslung“, wie er den Vorfall in Südfrankreich definiert, in einem klärenden Gespräch rechtfertigen kann, kommt ihm seine Frau zuvor. Mittels einer E-Mail unterrichtet sie das Lehrerkollegium über die Seitensprünge ihres Mannes und die Belästigungen gegenüber der Tochter. Nun muss Linde sich dem Lehrerkollegium stellen, „peinlichstes Privatleben“ ausbreiten und versuchen, auf „Ingrids Hirngespinnste“ zu reagieren, um seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Rhetorisch geschickt versteht er es, vor den Kollegen die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zu widerlegen. Doch nur indem er bewusst eine Version der Ereignisse präsentiert, die nicht den tatsächlichen Gegebenheiten entspricht, kann er seine Lebenslüge retten. Alles wird im Sinne seiner Selbsttäuschung rationalisiert. In der zynischen Überzeugung, sich auch diesmal souverän aus der Affäre gezogen zu haben („Er hatte es geschafft.“), endet der Roman.

Arjouni hat mit „Hausaufgaben“ ein Werk vorgelegt, das die Themen Wiederkehr des Verdrängten, Selbstbetrug und Lebenslüge, Familie und Verrat an der Figur des Joachim Linde mit unerbittlicher Konsequenz entfaltet. Er versteht es geschickt, in den Strang der Ereignisse einzelne Episoden einzuflechten, in

denen Schritt für Schritt die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit aufgedeckt wird. Selbsttäuschungen und heuchlerische Tarnungen werden als solche entlarvt, auch fehlt es nicht an illusionslosen Bemerkungen über die wahre Natur der Familienverhältnisse. Im Bemühen um Ansehen und persönliche Integrität geht Lindes moralisch verwerfliches Handeln sogar so weit, dass er den Autounfall seines Sohnes, den er indirekt mit zu verantworten hat, zu seinen Gunsten ausnutzt. Dies alles geschieht vor dem Hintergrund des Umgangs mit der NS-Vergangenheit, denn er habe zeigen wollen, so Arjouni, „wie sich die Mechanismen der Verdrängung, ausgehend von der Nazi-zeit, in die zweite und dritte Generation fortgepflanzt haben und wie damit ein System angelegt wurde, sich durchs Leben zu mogeln, selbst in den privatesten Bereichen“ (6.10.2004).

„Chez Max“ (2006) ist ein postmoderner Zukunftsroman über den Untergang des Individuums im System des ‚Großen Bruders‘. Er knüpft an die literarische Tradition der Dystopie von Aldous Huxley („Brave New World“) und George Orwell („1984“) an und ist nach Angabe Arjounis eine literarische Antwort auf „den ersten großen Schock des 21. Jahrhunderts“ („SonntagsZeitung“, 27.8.2006). Arjounis sinistre Zukunftsvision ist nach einem schematisch einfachen Muster modelliert: Der Planet teilt sich auf in „erste und zweite Welt“. Auf der einen, der euroasiatischen Seite, zu der das vom Irak-Krieg aufgeriebene und in eine Agrar-Gesellschaft regredierte Nordamerika gehört, steht „eine moderne, liberale, den Gedanken der Aufklärung verpflichtete Gesellschaft, die sich nicht nur technisch, sondern auch moralisch und spirituell ständig um Fortschritt bemühte“. Auf der anderen Seite steht der „Rest der Welt“ mit ihrer „primitiv-religiösen, gewaltverherrlichenden Andersartigkeit“. War es einst der Eisernen Vorhang, der die Welt in zwei Lager spaltete, ist es nun ein „weltumrundender Zaun“, der die euroasiatische Wertegemeinschaft vor Terrorismus, illegaler Einwanderung und Kriminalität schützen soll. Weiterhin sorgt eine flächendeckende Unterwanderung der Konföderation durch die „Euro- und Asia-Security“ für die Systemstabilität des Staates. Ziel der Sicherheitsbehörden ist die Gleichförmigkeit der funktionalen Zukunftsgesellschaft, „in der jeder so viel soziale und moralische Verantwortung für sich und seine Mitmenschen trug, daß Verbrechen in einem dichten Netz von aktivem Gemeinsinn schlicht nicht mehr möglich waren“. Bis zu ihrer Realisierung wurden für die innere Sicherheit „Präventivabteilungen“ ins Leben gerufen und nach dem ehemaligen US-Justizminister John Ashcroft benannt. Von ihm, so heißt es im Text, kam nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 „der entscheidende theoretische Neuansatz zur Sicherung von Freiheit und Demokratie“. Frei nach der Parole „Let’s crush the motherfuckers before they crush us“ werden als potenzielle Selbstmordattentäter und Terroristen eingestufte Personen präventiv verhaftet und vor den „Prüfungsausschuß“ gebracht. Dreh- und Angelpunkt der öffentlichen Einflussnahme ist in dieser ‚schönen neuen Welt‘ die „Abteilung für Mentalversorgung, kurz AM“.

Seinen topografischen Mittelpunkt hat das Geschehen im Paris des Jahres 2064. Hier befindet sich im „dritten Quadrat des elften Arrondissements“ das „Einsatzgebiet“ der beiden Ashcroft-Mitarbeiter Max Schwarzwald und Chen Wu. Beide sind zwar bloße Erfüllungsgehilfen einer geheimdienstlich arbeitenden Macht, ihre nebenberufliche Tätigkeit bleibt aber für das System und den Machterhalt des Regimes unverzichtbar. Unter dem Deckmantel einer unscheinbaren bürgerlichen Existenz beobachten und bespitzeln sie die Bewohner, Freunde und Nachbarn ihres Viertels. Max ist Inhaber des Feinschmeckerrestaurants „Chez Max“. Sein Partner dagegen arbeitet als „Gärtner für öffentliche Grünanlagen, Blumenbottiche und Bäume“. Bei der „präventiven Verbrechensbekämpfung“ ist der erfolgreiche Geschäftsmann Max allerdings ein Versager und verrät sogar – um seine Misserfolge zu kaschieren – seinen besten Freund Leon an das System. Opportunistisches Eigeninteresse ist bei Max allen anderen Rücksichten moralisch vorgeordnet. „Super-Chen“, wie Max ihn nennt, ist dagegen sowohl bei der Aufspürung mutmaßlicher Terroristen und potenzieller Verbrecher als auch bei Frauen sehr erfolgreich. Dies erregt das Misstrauen und den Neid seines Partners, der sich einbildet, Chen Wu sei ein Doppelagent, der die Zustände kritisiere, sich offen über das Leben „hinterm Zaun“ äußere und womöglich seit Jahren im Dienst des internationalen Terrorismus stehe. Der staatstreue Max steigert sich derart in diese Phantasien hinein, dass der anfängliche Verdacht schließlich zur fixen Idee wird. Getrieben von einer „seit Monaten schwelenden Existenzangst“ spinnt er sich eine Verschwörungstheorie zusammen, die seinem Handeln den Anstrich eines ideellen Anspruchs auf moralische Erneuerung der Gesellschaft verleiht. Aber hinter der Berufung auf sein Pflichtgefühl als Maßstab für sein Vorgehen gegen Verrat, Intrige, mörderische Gefahr und Bedrohung steckt reiner Fanatismus, sie ist letztlich nur das Resultat der Befürchtung, seine vom Geheimdienst gewährten Privilegien zu verlieren. Als es am Ende zur verbalen Konfrontation der beiden Agenten kommt, erschlägt Max seinen Partner mit einer Axt.

Arjouni beschreibt in „Chez Max“ treffend die Folgen eines Störfalls in einer nahezu lückenlos überwachten Welt, eines Systems, das jeden seiner Untertanen zum potenziellen Mittäter macht, indem es ihn in einen potenziellen Kriminellen verwandelt. Die negative Utopie wird zur Chiffre für all das, was die Welt seit dem 11. September 2001, der „Geburtsstunde der neuen Weltordnung“, an Totalitarismus und Personenüberwachung, an Neigung zu Willkür und Rechtlosigkeit, an Verlogenheit und Manipulation in die Tat umgesetzt hat. Der vermeintliche Gewinn an Sicherheiten ist zwar verbunden mit Verlusten an Freiheit und Selbstwertgefühlen, doch ist die Begrenzung der persönlichen Grundfreiheiten der Preis, den die euroasiatische-nordamerikanische Konföderation anscheinend zu zahlen bereit ist. Arjounis antizipierte Realität schildert ein totalitäres Gesellschaftssystem, das sich mit seinen Dialogen und Ereignissen verdächtig nah an den Erfahrungsmustern der Wirklichkeit

bewegt. Als negative Transposition der heutigen globalen Gesellschaft in eine ferne Zukunft gelang ihm damit eine moderne künstlerische Spiegelung möglicher Entwicklungen seit dem 11. September.

Mit dem Roman „Der heilige Eddy“ (2009), der auf den ersten Blick fast wie ein Kriminalroman wirkt, setzt Jakob Arjouni die Differenzierung und Individualisierung eines breit gefächerten Figurenarsenals fort. Erzählt wird die Geschichte der Läuterung des sympathischen Kleinkriminellen Eddy Stein vom „Trickbetrüger“ zum „heiligen Eddy“. Die für den Leser unerwartete Wandlung wird durch eine zufällige Begegnung und deren verheerende Folgen in Gang gesetzt. Arjouni unterrichtet den Leser in der nötigen Detailliertheit über das Berufsethos des Trickbetrügers, charakterisiert ihn auf eine prägnante Weise, inszeniert eine Handlung, die auch melodramatische Züge annimmt, spielt dabei gekonnt mit Motiven des Kriminalromans und stellt dem Leser zudem ein Happy End in Aussicht.

Eddy Stein wird unfreiwillig in den Tod von „Berlins Stadtfeind Nummer eins“, dem Großunternehmer Horst ‚Hotte‘ König, verwickelt. Aus Angst davor, dass sein Leben als Betrüger aufgedeckt und er für den Tod des Imbissbuden-Millionärs verantwortlich gemacht werden könnte, schleppt er die Leiche mit Hilfe seines russischen Freundes Arkadi in den Wald und verbrennt sie. Als sie gefunden und identifiziert wird, beginnt die Suche nach dem „Königsmörder“. Der Journalist und „Klatschpapst“ des „Boulevard Berlin“, Braake Schabraake, alias Fabian Braake, nutzt die Gunst der Stunde und startet eine Schmutzkampagne gegen den ehemaligen Imbissbuden-Millionär und dessen Familie. Der Öffentlichkeit präsentiert er das Bild eines gewissenlosen Heuschrecken-Kapitalisten, der aus purer Geldgier in Berlin für die Zerschlagung der „Deo Werke“ mit 8000 Entlassungen verantwortlich ist. Bei der Beerdigungsfeier lernt Eddy Romy, die Tochter Königs, kennen. Er verliebt sich in sie, verschweigt aber vorerst die Wahrheit. Von ihr erfährt er, dass der Vater beim „Deo-Deal“ selbst ein Opfer politischer Intrigen des Berliner Senats gewesen ist. Aus „Gewissensgründen“, Selbstachtung und „Schuldgefühlen gegenüber Königs Tochter“, aber auch um die immer schärfer werdende Hetzkampagne des Boulevardjournalisten zu stoppen, stellt er sich der Polizei. Vorher jedoch liefert er Braake, den er aus früheren Zeiten kennt, falsche Informationen über einen Mordverdächtigen. Da Braake ihm vertraut, veröffentlicht er die Story und wird nach Eddys Geständnis wegen „wissentlicher Verleumdung“ beurlaubt. Nun ist Eddy mit sich selbst im Reinen und wartet im Gefängnis auf den Prozess. An Romy schreibt er zwei Briefe, in denen er die Wahrheit über sich und den tödlichen Unfall erzählt, in der Hoffnung, „sie würde ihm seine Rolle beim Tod ihres Vaters glauben“.

Der Umstand, dass gerade ein Kleinkrimineller den Mut und die Fähigkeit aufbringt, Verantwortung für sein Handeln zu übernehmen und zur moralisch integren Person zu avancieren, ist ein von Arjouni geschickt inszenierter Trick, um die Verworfenheit der Gesellschaft umso mehr aufleuchten zu las-

sen. Die kriminellen Machenschaften, die im Buch nur angedeutet werden und denen Horst König zum Opfer fällt, reichen in die Machtapparate der globalen Wirtschaft und in die verschlungenen Institutionen des Berliner Senats hinein. Der Roman handelt aber auch vom autoritativen Charakter der Boulevardpresse. Deren Indifferenz gegenüber dem Schicksal der Familie König wird von Arjouni mit stilistischer Raffinesse in die Geschichte des Trickbetrügers eingebunden. Das Wissen des skrupellosen Journalisten Braake („aus den Abwasserkanälen des Lebens aufgestiegen zum Ankläger der Nation“) um die Person, das Leben und die Familie des Horst König nährt sich nur aus Mutmaßungen und Unterstellungen, die in seiner Phantasie zu regelrechten Lügengeschichten ausgemalt und im „Boulevard Berlin“ zu einem Geschehen eigener Art stilisiert werden. Braake manipuliert die öffentliche Meinung nach allen Regeln der Klatschkunst, wird am Ende aber von Eddy zur Strecke gebracht. Nicht zuletzt sind Freundschaft und Liebe weitere Themen des Buches: Die Freundschaft ist Irritationen ausgesetzt, aber sie endet nicht. Als Eddy seinen nichts ahnenden russischen Freund in die Beseitigung der Leiche Königs involviert, ist für Arkadi das Vertrauensverhältnis gestört. Doch am Ende setzt sich ihre Freundschaft über die Meinungsverschiedenheiten und den Vertrauensbruch hinweg. Auch die Liebe wird einer harten Zerreißprobe ausgesetzt. Arjouni reduziert zwar die rührende Liebesgeschichte zwischen dem Gauner Eddy und der Millionärstochter Romy auf das Essenzielle, wobei er auf Topoi des Groschenromans zurückgreift, ohne jedoch ins Banale abzustürzen. Ob aber nach Eddys Geständnis so etwas wie ein spätes Glück für die beiden zu erwarten ist, darüber schweigt der Roman. Eine Postkarte Romys deutet zumindest an, dass sich ihre Beziehung am Ende vielleicht doch zum Guten wenden könnte.

In dem Roman „Cherryman jagt Mr. White“ (2011) inszeniert Arjouni einmal mehr auf beeindruckende Weise einerseits den spielerischen Umgang mit literarischen Gattungen. Andererseits bietet die Geschichte aber auch ein komplexes und ergreifendes Szenario, das virtuos die Spannung zwischen einem gesellschaftspolitisch brisanten Thema wie dem Rechtsextremismus und einem persönlich motivierten Widerstand gegen radikale Gewalt ins Bild fasst. Die Geschichte um den 18-jährigen Rick Fischer ist in erster Linie ein „Bericht“. Die sachliche Wiedergabe der konkreten Einzelheiten und Hintergründe, die zu einem Massenmord an Mitgliedern der Neonaziorganisation „Heimatschutz“ geführt haben, ermöglicht eine Einordnung und Bewertung des Täters. Die in 13 Episoden aufgeteilte Geschichte wird einleitend und abschließend von Briefen umrahmt, die Rick Fischer aus seiner Gefängniszelle an den Kriminalpsychologen Dr. Layton schreibt und die der Geschichte ihre formelle Schlüssigkeit verleihen. Zum einen lässt sich daran die Absicht des Kriminalpsychologen ablesen, über die Verbalisierung und schriftliche Fixierung dessen, was geschehen ist, Schlüsselmomente im Leben Rick Fischers offenzulegen, die über die Entscheidung und Ausführung der Tat Rechenschaft ablegen. Zum anderen ist dies ein erzähltechnischer Kunstgriff, der dem Leser

vorurteilsfreie Rückschlüsse auf das subjektive Erleben des von der Presse als „Massakerman“ bezeichneten Täters erlaubt.

Der inhaftierte Einzelgänger Rick Fischer schreibt einen Bericht über ein von ihm begangenes Massaker. In Rückblenden klärt er den Psychologen und zugleich den Leser darüber auf, wie er zum Mörder werden konnte. Sachlich und neutral berichtet Rick, dass er seine Eltern im Alter von fünf Jahren bei einem Autounfall verloren hat und bei einer Nenntante in dem tiefbraunen Dorf Storlitz in der Nähe von Brandenburg aufgewachsen ist. Seit seiner Kindheit liest der 18-Jährige Bildgeschichten und flüchtet sich in deren Fantasiewelt, in der er selbst Held sein kann. Nicht zufällig ist der Romantitel zugleich der Titel eines von ihm gezeichneten Comics, der von einem Mann handelt, „der sich in Gefahrensituationen in einen Kirschbaum verwandelt, mit seinen Ästen schlagen und würgen kann, (...) giftige Früchte trägt und mit den Blättern Leuten das Maul stopft, bis sie ersticken“. Auch wenn er von einem Leben als erfolgreicher Comic-Zeichner träumt, hofft er nach bestandenen Realschulabschluss auf „eine Lehr- oder wenigstens eine Praktikantenstelle“ in Berlin. Die wird ihm überraschenderweise von einer Gruppe Jugendlicher angeboten, die ihn bisher im Dorf mit Schutzgelderpressungen drangsaliert hatte. Mario „der Brutale“, Vladimir „der Hinterhältige“, Robert, „ein fettes, brutales Riesenbaby“ und Heiko, „der Dümme von ihnen“, sind Mitglieder der rechtsextremen Organisation „Heimatschutz“, die über den Mittelsmann Pascal Wiechmann („mit schwarzem Lederschlips und Hitlerscheitel“) den Kontakt zum Chefskordinator Dirksen halten, in dessen Gärtnerei Rick die Lehrstelle erhält. Mit dem Ausbildungsplatz ist allerdings eine „Extraaufgabe“ verbunden, die sein Leben einschneidend verändern wird. Die „Neonaziorganisation“ manifestiert sich nämlich als Reaktion auf eine angebliche „Überbevölkerung“ und hat sich zur Aufgabe gemacht, Deutschland „gegen fremde Einflüsse zu verteidigen“ und dessen „Kultur zu bewahren“. Als Feindbild Nummer eins werden die Juden ausgemacht und mit einer Aktion gegen einen jüdischen Kindergarten will man in der Öffentlichkeit eine Diskussion über eine „Umverteilung“ ihrer Privilegien in Gang setzen. Rick soll den Kindergarten ausspionieren und dort eine Tasche mit einem offenen Brief und verschiedenen „Heimatschutz“-Texten hinterlegen. Anfangs schließt er sich der Gruppierung aus Feigheit, Scham und Angst an – Angst vor Gewalt und Repression auch gegenüber Personen, denen er Zuneigung und Fürsorge schenkt: der Nenntante, seiner Freundin Marilyn, in die er sich auf den morgendlichen Fahrten nach Berlin verliebt hat, und dem zweijährigen Ninu, den er während des Spionierens des Kindergartens lieb gewonnen hat. Als er schließlich erkennt, dass er statt des Propagandamaterials Sprengstoff in den Kindergarten schmuggeln soll, um ein Blutbad anzurichten, sieht er nur einen Ausweg: Er schlüpft in die Rolle seines Comic-Helden Cherryman, weil sie ihn sonst „für immer in der Hand gehabt hätten. Lebenslang“, platziert den Sprengstoff in einem abgelegenen

Gartenhäuschen und tötet mit einer Motorsäge bis auf Pascal Wiechmann die ihm bekannten Mitglieder der Organisation. Danach stellt er sich der Polizei.

„Cherryman jagt Mr. White“ ist nach Arjounis eigenen Angaben sein „autobiographischster Text“. Nicht nur, weil er zum Teil selbst auf dem Dorf aufgewachsen sei und oft seine Großmutter in Brandenburg besucht habe, sondern auch weil er eine gewisse Affinität zur Figur des Einzelgängers Rick Fischer verspürte. Der habe sich – so wie er als 18-Jähriger bei seinem ersten Kayan-kaya-Roman in Montpellier, wo er niemanden gekannt und niemand ihn gekannt habe – mit dem Zeichnen eines Comics „eine Kunstwelt“ geschaffen. Allerdings sei der Anlass für „Cherryman jagt Mr. White“ letztendlich sein Sohn gewesen, der zum Zeitpunkt des Arbeitsbeginns zwei Jahre alt gewesen sei, „wie der Ninu im Roman“, und das Thema „Schutz und Sorge, aber auch Notwehr“ habe ihn sehr beschäftigt. Für Arjouni ist „Cherryman jagt Mr. White“ daher „ein Entwicklungsroman über einen Jugendlichen, der unter enormen moralischen Druck gerät und darüber etwas erwachsener wird und Möglichkeiten sucht, zu überleben“. (Tobias Hierl, 2011) Gefördert wird diese Entwicklung durch die Sitzungen mit dem Kriminalpsychologen, auf die in einzelnen Episoden immer wieder angespielt wird. Der Bericht bietet aber nicht nur Rick Fischer einen Reflexionsraum, um die Ereignisse, die ihn zum „Massakerman“ werden ließen, in ihrem gesellschaftspolitischen und biografischen Kontext besser einordnen zu können. Er soll auch für die Leser dazu beitragen, ihn „und die Geschichte besser zu verstehen“. Fungieren die Comics anfangs „als Gegengift“, um sich an der objektiven Wirklichkeit zu rächen, verschwimmen die Grenzen zwischen Subjektivität und tatsächlicher Lebenssituation immer mehr. Ironischerweise macht gerade Dirksen gegenüber Rick die Bemerkung, dass eine „künstlerische Betätigung“ fürs „seelische Gleichgewicht“ wichtig sei. Als dieses Gleichgewicht aufgrund der „Abmachung“ aus den Fugen gerät, überkommt Rick „eine Art verrückter Mut“, denn er hält sich selbst „für einen Superhelden“, der „die Welt retten müsse“. Die Heldenrolle ist ihm sozusagen auf den Leib geschrieben, denn sein Name geht auf den von Humphrey Bogart gespielten Protagonisten Richard ‚Rick‘ Blaine aus Michael Curtiz’ Filmklassiker „Casablanca“ zurück. Arjounis Text greift hier auf das in der Weltliteratur seit Miguel de Cervantes’ Schelmenroman „El ingenioso hidalgo Don Quixote de la Mancha“ bekannte Motiv ‚Buch im Buch‘ zurück. Waren die Comics anfangs nur Projektionsfläche für das Ausleben von Ricks Rache, werden nun Verhalten, Gedanken und Gefühle ganz von der subjektiven Erlebnisebene bestimmt, die strafrechtliche Konsequenzen völlig ausblendet. Nach der Tat findet Rick erst durch die Sitzungen mit dem Kriminalpsychologen sein Gleichgewicht wieder. Auch sieht er sich jetzt selbst „als eigenständigen, für seine Taten verantwortlichen Menschen“. Dass er durch sein Verhalten den Tod Unschuldiger verhindert hat, steht außer Frage. Ihm ist dennoch bewusst, dass seine Tat moralisch verwerflich ist. Ob es aber ethisch gesehen nicht doch das richtige Handeln war, steht auf einem

anderen Blatt und hängt unweigerlich von der Situation ab, in der er sich entscheiden musste. In seinen Büchern, so Jakob Arjouni, erzähle er „von Menschen, die in Entscheidungssituationen kommen, in denen es nicht mehr Gut und Böse gibt, sondern eigentlich nur noch Schlecht oder noch Schlechter.“ (Vogel, 2011)

„Cherryman jagt Mr. White“ reiht sich hier nahtlos ein, denn der Roman trennt nicht fein säuberlich den guten vom bösen Menschen, um am Ende den Konsens einer moralisch intakten Gemeinschaft herzustellen. Und die Entscheidungsfrage, die Rick dem Kriminologen stellt, ob man nämlich nicht selbst zum Mörder werden würde, um die eigene Familie und Freunde „vor Mördern zu schützen“, bleibt letztlich unbeantwortet und wird an die Leser weitergegeben.

Nach elf Jahren Pause kehrte in „Bruder Kemal“ (2012) Kemal Kayankaya wieder zurück – mit seinem wohl düstersten Fall. „Ich hatte Lust auf ihn, er hat mir gefehlt. Es war ein Gefühl wie Nachhausekommen“, so Jakob Arjouni im Interview mit Dagmar Kaindl (2012). Es wurde Kayankayas letzter Fall. Wie Christian Seiler (2014) schrieb, erfuhr Arjouni während der Arbeit an dem Buch, dass er schwer krank sei. Mit der Arbeit an „Bruder Kemal“ fand er den Abstand zu einer aussichtslosen Situation, „weil er sich in die nächste Szene seines Buches imaginieren konnte, weil er eskapistisch nach dem Satz suchte, der diese Szene richtig einleitete und nach dem nächsten Satz, der den Rhythmus dieses Satzes aufnahm und ihn – den Autor, der sich gleichzeitig als erster Leser verstand – zwangsläufig und immer tiefer in die Welt hinüberführte, in der Kayankayas Dinge zwar schwierig standen, aber sich zum Guten wenden würden. Jakob war sterbenskrank, aber für Kayankaya dachte er sich Witze aus.“

Diese kritische Reflexion während seiner schriftstellerischen Arbeit ist Arjounis Erfolgsrezept. Auch in „Bruder Kemal“ versteht er sich fabelhaft darauf, nicht nur beim Skizzieren von Figuren in wenigen Strichen eine Fülle von Assoziationen heraufzubeschwören, sondern auch Kayankayas lustige Bemerkungen und absichtliche Provokationen gezielt als wirksame Waffe einzusetzen. Schon der Titel ist Programm. Es geht zwar um Entführung, Zwangsprostitution von Minderjährigen, Begleitschutz und nicht zuletzt um die Persiflage des deutschen Literaturbetriebs, insbesondere der „schon fast vertrauten nervösen Ereignislosigkeit“ der Frankfurter Buchmesse, doch das Geflecht der Motive, aus denen sich die Handlung zusammensetzt, ist in erster Linie ein Spektrum von Erfahrungsmöglichkeiten in Bezug auf Fremderleben. So wird im Titel nicht etwa das leibliche Verwandtschaftsverhältnis ausgedrückt, sondern auf die in der islamischen Kultur verwendete Bezeichnung für einen anderen gläubigen Moslem angespielt, die im Roman von einem zwielichtigen Iman Kayankaya zugeschrieben wird. Kemal Kayankaya ist zwar von Geburt eigentlich Muslim, doch Religion spielt bei ihm keine Rolle, zumal er in einer deutschen Familie und in einer christlich eingefärbten säkularen Mehrheitsgesellschaft aufgewachsen ist. Ein Konfliktpotenzial stellt die Religion in ei-

ner modernen Gesellschaft dennoch allemal dar. So auch in „Bruder Kemal“, wo sie – in Arjounis Worten – „als Business und Entertainment beschrieben wird, als Möglichkeit, Geld zu verdienen und sich abzulenken“ (Seiler, 2012). Konstruiert ist der Fall wie ein Puzzle, das mit dem letzten gesetzten Stein ein für den Kriminalroman typisches, d.h. völlig unerwartetes Ende liefert.

Von der Bankierstochter Valerie de Chavannes wird Kayankaya beauftragt, ihre seit Tagen verschwundene 16-jährige Tochter Marieke zu suchen. Sie vermutet, Marieke sei in die Fänge eines kriminellen Ausländers geraten, Erden Abakay, der sich als Fotograf ausgibt. In Wahrheit ist er aber weit mehr als das, denn er betätigt sich auch als Zuhälter mit der Zwangsprostitution von Minderjährigen und mit kleineren Heroingeschäften. Bei seinen Nachforschungen kommt Kayankaya dem Ring von Menschen- und Drogenhändlern auf die Spur und damit zugleich einem hochrangigen Imam in die Quere, Scheich Hakim. Dieser steht einer Frankfurter Moschee vor und ist der Onkel von Abakay. Hinter der Fassade des um seine Gemeinde besorgten Imams verbirgt sich der eigentliche Drahtzieher des Heroingeschäfts. Parallel dazu erhält Kayankaya einen zweiten Auftrag. Der Maier Verlag engagiert ihn als Leibwächter für den marokkanischen Schriftsteller Malik Rashid, der auf der Frankfurter Buchmesse sein neuestes Buch vorstellen soll, das „das Verhältnis der muslimischen Gesellschaft zur Homosexualität verhandelt“ und „in der arabischen Welt für allerhand Aufregung sorgt“. Zwar gibt es für eine Bedrohung durch islamistische Fundamentalisten keinerlei Anhaltspunkte, doch nutzt der Verlag die homophobe Einstellung religiöser Fanatiker zu Werbezwecken. Beide Handlungsstränge entwickeln sich zunächst in abwechselnden Episoden, bis sie schließlich kunstvoll miteinander verknüpft werden. Die Suche nach der verschwundenen Marieke de Chavannes wird ein gefährliches Spiel mit vielen Fallstricken, Malik Rashid von den Schergen Scheich Hakims entführt und als Druckmittel für die Befreiung Abakays verwendet. Der wurde aufgrund einer belastenden Aussage von Kayankaya des Mordes an einem gewissen Volker Rönntaler überführt und verhaftet. Rönntaler ist zwar ein Kunde Abakays gewesen und wollte sich an Marieke de Chavannes vergehen, doch getötet hat ihn Abakay nicht. Kayankaya nimmt seine Aussage zurück und Malik Rashid wird freigelassen. Während der Befreiung der Geisel kommt es aber zu einer Auseinandersetzung, bei der Kayankaya Abakay, der sich für die Falschaussage rächen wollte, aus Notwehr tötet. Vordergründig scheint die Welt wieder in Ordnung zu sein. Marieke de Chavannes kehrt zu ihrer Familie zurück, die Entführung Rashid Maliks und der sich daraus ergebende Medienrummel entpuppen sich für den Verkauf seines Buches als Glücksfall. Doch die überraschende Wendung steht noch aus. Kayankaya löst nämlich auch den mysteriösen Mord an Rönntaler, zumindest stellt er – mehr „aus Neugierde (...) und wahrscheinlich auch aus einer Art Berufsehre“ – den Schuldigen, Mariekes Vater, ohne ihn allerdings der Polizei zu übergeben. Mit dieser Pointe endet das Buch und Kayankaya kann

sich wieder den Eigenarten des deutschen Alltagslebens hingeben und sich auf die anstehende Vaterschaft vorbereiten.

Jakob Arjouni, ein Meister der atmosphärischen Andeutung brüchiger gesellschaftspolitischer Konstellationen, wirft mit „Bruder Kemal“ erneut einen realitätsnahen, ungeschönten Blick auf die Welt des Verbrechens und die sich um die beiden Fälle rankenden Umstände. Neben der „Kulturbetriebsposse“ (Seiler, 2014), die aus dem Roman die „vielleicht beste Parodie auf die hemmungslos neurotische, eitle, deutsche Kulturszene“ (Alex Rühle, 2013) macht, sind Migrationshintergrund und religiöse Selbst- und Fremdwahrnehmung hier die zentralen Themen, die im Verlauf der Ermittlungen berührt und zwischen den jeweiligen Kontrahenten ausgefochten werden. Glücklicherweise überführt Arjouni dabei die ideologische Brisanz der Themen weder in einen moralischen Befund noch lässt er sich auf inhaltliche Provokationen ein. Seine Raffinesse und Stärke bestehen gerade darin, die Vielfalt und Komplexität dieser Themen nicht zu überdehnen oder auszudifferenzieren, sondern dem Leser in pointierter Anordnung zu präsentieren. Wer, wie Kayankaya, an den Randzonen der Gesellschaft deren potenziellen Zerfall stets vor Augen geführt bekommt, verlässt sich in Fragen der Moral nur noch auf sein Gewissen und seine Aufrichtigkeit. Sie sind die einzige Richtschnur seines Handelns. Zwar ist auch er fehlbar und mit menschlichen Schwächen gesegnet, weil er außerhalb des Gängigen und unbeirrt von Auftraggebern und Polizeibehörde agiert. Doch der Inbegriff eines Alltagshelden mit bescheidener Pflichterfüllung ist er nicht. Seine Fälle bringt er auch dann zu Ende, wenn man ihm den Auftrag vor dessen Erledigung schon längst entzogen hat.

In „Bruder Kemal“ lässt sich – wie in den Kayankaya-Krimis zuvor – die Alltagswirklichkeit zwar noch als eine lückenlose und sinnvolle Kette von Ursachen und Wirkungen begreifen, in der der Detektiv als moralischer Mittelpunkt die aus den Fugen geratene Welt halbwegs wieder ins rechte Lot bringt. Doch bei aller Aufrechterhaltung einer vermeintlichen Ordnung: Kemal Kayankaya erlebt die Aufklärung des Mordes nicht als Triumph. Ein bitterer Nachgeschmack bleibt. Überhaupt gehört das Motiv eines fehlenden Happy-Ends zu den immer wiederkehrenden Grundmustern von Arjounis Kriminalromanen. Nicht zu Unrecht spricht Jeanne Ruffing (2011) von „halben Lösungen, mit denen Arjounis Krimis enden“. Dennoch: Jakob Arjouni erzählt spannend, ohne moralischen Zeigefinger. Es gelingt ihm, die einzelnen Episoden wirkungsvoll zu pointieren und die Handlung ohne Umschweife auf das Ende hin zu spannen. Seine szenische Fantasie lässt nichts zu wünschen übrig, nichts wird dem erzählerischen Zufall überlassen, alles ist berechnet und verzahnt, stets sieht man den professionellen Handwerker und Krimi-Architekten am Werk.

Dass Jakob Arjouni aber nicht nur in der breiten Öffentlichkeit, sondern auch im akademischen Betrieb in erster Linie als Krimiautor und Erfinder des Privatermittlers Kemal Kayankaya und weniger als Verfasser belletristischer Werke wahrgenommen und rezipiert wird, gehört zu jenen Ungereimtheiten

der Literaturszene, die eine strenge Grenze zwischen U- und E-Literatur zieht. So würdigte ihn Peter Henning in „Die Zeit“ als Schriftsteller, „der Großes für den deutschen Krimi geleistet hat“ (Henning 2013), Andreas Fanizadeh in der „taz“ dafür, dass er „in der deutschsprachigen Literatur – ja: UNTERHALTUNGSLITERATUR! – nun ein Werk hinterlässt, das überdauern wird“. Und Tilman Krause („Die Welt“) sprach von einem Autor, „der mit seinen Kemal-Krimis Epoche machte“. So oder ähnlich lauten die meisten Nachrufe, in denen hauptsächlich das Werk eines Literaten gepriesen wird, der die deutschsprachige Krimiszene mit schlüssigen Geschichten, stimmigen Figuren und einem schnittigen Ermittler neu zu beleben wusste. Wird dann im weiteren Verlauf kurz auf seine Romane, Erzählungen und Theaterstücke verwiesen, folgt meist die Einschränkung, dass seine bekannteste Figur dennoch sein Detektiv Kayankaya geblieben sei. Die „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“ sprach gar von „nicht wenigen Büchern Jakob Arjounis, die richtig missraten sind“, weil er deren Helden angeblich „als Meinungstransporter missbrauchte“ (Volker Weidermann). Nur wenige Feuilleton-Stimmen sahen neben dem genialen Krimiautor auch den „großen Schriftsteller“ (Alex Rühle) und in seinem belletristischen Werk die künstlerische Handschrift eines Literaten, der prägnante Gesellschaftsporträts zeichnen konnte.

Wohl selten hat es auch in der Literaturwissenschaft eine solche Lastigkeit zugunsten einer Genrefigur gegeben, wie im Falle von Arjounis Privatermittler. Unzählige Arbeiten loten bis ins Detail Kayankayas Biografie, ethnische Zugehörigkeit, sozialen Status, äußeres Erscheinungsbild, Charakterzüge, Erfahrungen, Verhaltens-, Denk- und Sprechweise aus, keine Eigenschaft Kayankayas, die nicht unter der Lupe gründlicher akademischer Arbeit analysiert worden wäre. Nur vereinzelt sind dagegen exemplarische Werke und Themen in den Fokus der Wissenschaft gerückt, in denen Arjounis gesellschaftskritische Ansätze zur Geltung kommen. Einen ersten Schritt einer umfassenderen Werkrezeption stellt der von Robin-M. Aust 2023 herausgegebene Sammelband zu „Erzählverfahren, Identitätskonzept und Gesellschaftskritik bei Jakob Arjouni“ dar. Zwar ist die Mehrheit der Beiträge (sieben von insgesamt 13) wiederum Arjounis kanonisierter Kultfigur gewidmet, doch die Sammlung wirft auch ein Schlaglicht auf seine weitere literarische Produktion. Hier wird so sichtbar, wie ästhetisch innovativ und illusionslos Arjouni seine ebenso subtile wie raffinierte gesellschaftskritische Poetik entwickelte. Dass mit dem Band bedeutende Impulse für die zukünftige Forschung gesetzt werden, ist zu wünschen. Sicher ist indes: „Dass dieser wundersame Mensch mit nur achtundvierzig Jahren an Krebs starb, war (...) für die ganze deutsche Literatur eine schlimme Nachricht“ (Manfred Papst).

(Stand 15.6.2024)

1. Werkverzeichnis

„Happy birthday, Türke! Roman“. Hamburg (Buntbuch) 1985. Zürich (Diogenes) 1987. (= detebe 21544).

„Mehr Bier. Roman“. Zürich (Diogenes) 1987. (= detebe 21545).

„Die Garagen“. Theaterstück. Frankfurt/M. (Autorenagentur) 1988.

„Nazim schiebt ab“. Kurzhörspiel. Frankfurt/M. (Autorenagentur) 1988.

„Ein Mann, ein Mord. Ein Kayankaya-Roman“. Zürich (Diogenes) 1991.

„Magic Hoffmann. Roman“. Zürich (Diogenes) 1996.

„Edelmanns Tochter“. Theaterstück. Zürich (Diogenes) 1996.

„Ein Freund. Geschichten“. Zürich (Diogenes) 1998.

„Kismet. Ein Kayankaya-Roman“. Zürich (Diogenes) 2001.

„Idioten. Fünf Märchen“. Zürich (Diogenes) 2003.

„Hausaufgaben. Roman“. Zürich (Diogenes) 2004.

„Chez Max. Roman“. Zürich (Diogenes) 2006.

„Der heilige Eddy. Roman“. Zürich (Diogenes) 2009.

„Cherryman jagt Mr. White“. Zürich (Diogenes) 2011.

„Bruder Kemal. Ein Kayankaya-Roman“. Zürich (Diogenes) 2012.

„Die Kayankaya-Romane“. Zürich (Diogenes) 2014. (Enthält: „Happy birthday, Türke!“, „Mehr Bier“, „Ein Mann, ein Mord“, „Kismet“, „Bruder Kemal“).

Übersetzung

Agota Kristof: „Monstrum. Stücke“. Aus dem Französischen von Jakob Arjouni. München, Zürich (Piper) 2010.

Theater

„Die Garagen“. Uraufführung: Kulturzentrum am Gasteig, München, 25.2.1988. Regie: Gunther Möllmann.

„Nazim schiebt ab“. Uraufführung: Staatstheater Mainz, 16.11.1990. Regie: Matthias Hartmann.

„Edelmanns Tochter“. Uraufführung: Schauspielhaus Wuppertal, 28.9.1996. Regie: Paolo Magelli.

„Cherryman jagt Mr. White“. Uraufführung: tjg. Theater Junge Generation, Dresden, 23.3.2013. Regie: Ania Michaelis, Dramaturgie: Felicitas Loe.

Hörspiele

„Ham-Ham oder Ferien in Frankreich“. Kurzhörspiel. Radio Bremen 1985.

„Happy birthday, Türke!“. Südwestfunk 1988.

„Mehr Bier“. Südwestfunk 1989.

„Ein Mann, ein Mord“. Südwestfunk 1993.

„Kismet“. Südwestrundfunk / Westdeutscher Rundfunk 2002.

„Der heilige Eddy“. Deutschlandradio 2009.

„Bruder Kemal“. Norddeutscher Rundfunk 2013.

Film

„Happy birthday, Türke!“. Regie: Doris Dörrie. Bundesrepublik Deutschland 1991.

„Am Ruder“. ZDF-Krimi nach der Geschichte „Das Innere“ aus dem Erzählband „Ein Freund“. Drehbuch: Stephan Wagner und Alexandra Maxeiner. Regie: Stephan Wagner. Bundesrepublik Deutschland 2017.

Audio-CDs / Hörbücher

„Chez Max“. Gelesen von Jakob Arjouni. 4 CDs. Zürich (Diogenes Hörbuch) 2006.

„Ein Mann, ein Mord“. Gelesen von Rufus Beck. 4 CDs. Zürich (Diogenes Hörbuch) 2006.

„Happy Birthday, Türke“. Gelesen von Rufus Beck. 4 CDs. Zürich (Diogenes Hörbuch) 2006.

„Schwarze Serie. Vier Geschichten“. Gelesen von Gerd Wameling. 2 CDs. Zürich (Diogenes Hörbuch) 2007.

„Der heilige Eddy“. Gelesen von Jakob Arjouni. 4 CDs. Zürich (Diogenes Hörbuch) 2009.

„Magic Hoffmann“. Gelesen von Jakob Arjouni. 6 CDs. Zürich (Diogenes Hörbuch) 2011.

„Mehr Bier“. Gelesen von Rufus Beck. 4 CDs. Zürich (Diogenes Hörbuch) 2014.

57. Zimmer, Anke: „Spülmaschine und Schwarzbrot“. In: Fuldaer Zeitung, 1.3.2003. (Zu: „Idioten“).
58. Lüdke, Martin: „Deutschland, bleiches Märchenland“. In: Die Zeit, 6.3.2003. (Zu: „Idioten“).
59. Gönna, Lars L. von der: „Ein Wunsch wird wahr“. In: Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 1.3.2003. (Zu: „Idioten“).
60. Förster, Jochen: „Mach mal langsam“. In: Die literarische Welt, 3.5.2003. (Zu: „Idioten“).
61. Maidt-Zinke, Kristina: „Die Gluckenmutter“. In: Süddeutsche Zeitung, 30.5.2003. (Zu: „Idioten“).
62. Bundi, Markus: „Ein Lehrer, ein Kotzbrocken vor allem“. In: Aargauer Zeitung, 20.8.2004. (Zu: „Hausaufgaben“).
63. Boedecker, Sven: „Jakob Arjouni mag keine Lehrer“. In: SonntagsZeitung, Zürich, 3.10.2004. (Zu: „Hausaufgaben“).
64. Henning, Peter: „Schreiben ist wie verknallt sein“. Interview. In: annabelle, 6.10.2004.
65. Weidermann, Volker: „Die Welt ist nicht genug“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.10.2004. (Zu: „Hausaufgaben“).
66. Werner, Hendrik: „Leerer Lehrer“. In: Literarische Welt, 11.9.2004. (Zu: „Hausaufgaben“).
67. Förster, Jochen: „Der liebe Krankmacher“. In: die tageszeitung, 13./14.11.2004. (Zu: „Hausaufgaben“).
68. Moraldo, Sandro M. (Hg.): „Mord als kreativer Prozess. Zum Kriminalroman der Gegenwart in Deutschland, Österreich und der Schweiz“. Heidelberg (Winter) 2005.
69. Kniesche, Thomas: „Vom Modell Deutschland zum Bordell Deutschland. Jakob Arjounis Detektivromane als literarische Konstruktionen bundesrepublikanischer Wirklichkeit“. In: Sandro M. Moraldo (Hg.): „Mord als kreativer Prozess. Zum Kriminalroman der Gegenwart in Deutschland, Österreich und der Schweiz“. Heidelberg (Winter) 2005. S.21–39.
70. Boedecker, Sven: „Von den USA bleibt nur die ‚Mundspüle Paris Hilton‘“. In: SonntagsZeitung, Zürich, 27.8.2006. (Zu: „Chez Max“).
71. Schröder, Carsten: „Flagge zeigen“. Interview. In: U_mag (Hamburg), 1.9.2006. Auch in: Jakob Arjouni: „Es gibt in Deutschland so wenige Leute, die mit Humor lustig sind“. Lichtenfels (Leseheft des Meranier Gymnasiums zur Dichterlesung) 2006. S.37–40.
72. Elsener, Marcel: „Terroristenjagd mit Max und Chen im Jahr 2064“. In: St. Galler Tagblatt, 11.9.2006. (Zu: „Chez Max“).
73. Bundi, Markus: „Was tun für eine bessere Welt“. In: Aargauer Zeitung, 13.9.2006. (Zu: „Chez Max“).
74. Wagner, Thomas: „Eine Mundspülung namens Paris Hilton“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4.10.2006. (Zu: „Chez Max“).
75. Wiegandt, Kai: „Wie Herr Schwarzwald als Spitzel versagte“. In: Süddeutsche Zeitung, 4.10.2006. (Zu: „Chez Max“).
76. Özdemir, Cem: „Da schläscht des Hetz“. In: Süddeutsche Zeitung, 7./8.10.2006. (Zu: „Kismet“).
77. Fanizadeh, Andreas: „Ashcroft-Men gewinnen immer“. In: WochenZeitung, Zürich, 26.10.2006. (Zu: „Chez Max“).
78. Schertenleib, Hansjörg: „Spitzel bespitzelt Spitzel“. In: SonntagsBlick, Zürich, 29.10.2006. (Zu: „Chez Max“).
79. Zobl, Susanne: „Die Hölle siegt in sechzig Jahren“. In: News, 23.11.2006. (Zu: „Chez Max“).
80. Fronz, Hans-Dieter: „BoWaLu und Sexomatenanzug“. In: Badische Zeitung, 28.2.2007. (Zu: „Chez Max“).
81. Karakus, Mahmut: „Jakob Arjounis Roman ‚Ein Mann, ein Mord‘. Ermittlung in doppelter Angelegenheit“. In: Fawzi Boubia, Anne Saint Sauveur-

- Henn und Frithjof Trapp (Hg.): *Migrations-, Emigrations- und Remigrationskulturen*. Frankfurt/M. u. a. (Lang) 2007. S.281–286.
82. Soholm, Kirsten Molly: „Konstruktion kultureller Identität. Der türkische Macho als kulturelle Metapher in Jakob Arjounis ‚Ein Mann, ein Mord‘ und Feridun Zaimoglus ‚Liebesmale, scharlachrot‘“. In: Fawzi Bou-bia, Anne Saint Sauveur-Henn und Frithjof Trapp (Hg.): *Migrations-, Emigrations- und Remigrationskulturen*. Frankfurt/M. u. a. (Lang) 2007. S.287–294.
83. Wilczek, Reinhard: „Von Sherlock Holmes bis Kemal Kayankaya. Kriminalromane im Deutschunterricht“. Seelze (Kallmeyer) 2007.
84. Schäfers, Stefanie: „Mit Max ist nicht gut Kirschen essen. Literatur- und sprachwissenschaftliche Betrachtungen zu Jakob Arjounis Kriminalroman ‚Chez Max‘“. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes*. 55.2008.H. 2. S.202–212.
85. Boedecker, Sven: „Hütchenspiel mit einer Leiche“. In: *SonntagsZeitung*, Zürich, 18.1.2009. (Zu: „Der heilige Eddy“).
86. Tobler, Andreas: „Von Leichen und Lebenslügen“. In: *Berner Zeitung*, 22.1.2009. (Zu: „Der heilige Eddy“).
87. Cuypers, Mathias: Jakob Arjouni „Der heilige Eddy“. In: *Rheinische Post*, 31.1.2009. (Zu: „Der heilige Eddy“).
88. Strobel, Sabine: „Warum Langweiler oft nichts als respektlos sind“. *Gespräch*. In: *Tiroler Tageszeitung*, 2.2.2009. (Zu: „Der heilige Eddy“).
89. Papst, Manfred: „Dumm gelaufen“. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 8.2.2009. (Zu: „Der heilige Eddy“).
90. Schmitz-Albohn, Thomas: „Vom Tod eines Spekulanten“. In: *Gießener Zeitung*, 11.2.2009. (Zu: „Der heilige Eddy“).
91. Kluger, Michael: „Heilige, Heuchler und Heuschrecken“. In: *Frankfurter Neue Presse*, 12.2.2009. (Zu: „Der heilige Eddy“).
92. Halter, Martin: „Das große Ding des kleinen Trickbetrügers“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 28.2.2009. (Zu: „Der heilige Eddy“).
93. Kippenberger, Susanne: „Vertrauen in den Markt“. In: *Der Tagesspiegel*, Berlin, 1.3.2009.
94. Elsener, Marcel: „Unter Hauptstadthalunken“. In: *St. Galler Tagblatt*, 2.3.2009. (Zu: „Der heilige Eddy“).
95. Sprang, Stefan: „Der zweite Blick“. In: *Märkische Allgemeine, Bücherschau*, 7./8.3.2009. (Zu: „Der heilige Eddy“).
96. Ebel, Martin: „Der Fisch ist eine Heuschrecke, der Ganove ein Künstler“. In: *Tages-Anzeiger*, Zürich, 5.5.2009. (Zu: „Der heilige Eddy“).
97. Sprang, Stefan: „Der Würstchenkönig, die Schmierfinken und Angelina Jolie“. In: *Stuttgarter Zeitung*, 15.5.2009. (Zu: „Der heilige Eddy“).
98. Mangold, Ijoma: „Berlin, Hauptstadt der Hochstapler“. In: *Die Zeit, Literaturbeilage*, 25.6.2009. (Zu: „Der heilige Eddy“).
99. Michalzik, Peter: „Der Trickliterat“. In: *Frankfurter Rundschau*, 3.12.2009. (Zu: „Der heilige Eddy“).
100. Schreiber, Wolfgang: „Nenn mir die Namen der Barkeeper“. In: *Süddeutsche Zeitung*, 4.6.2010. (Zu: „Magic Hoffmann“).
101. Papst, Manfred: „Pakt mit dem Teufel“. In: *NZZ am Sonntag*, 27.2.2011. (Zu: „Cherryman“).
102. Krekeler, Elmar: „Alles Gute, du weiser Mörder“. In: *Berliner Morgenpost*, 4.3.2011. (Zu: „Cherryman“).
103. Halter, Martin: „Das Kettensägemasker von Storlitz“. In: *Tages-Anzeiger*, Zürich, 11.3.2011. (Zu: „Cherryman“).
104. Fanizadeh, Andreas: „Gnadenlos vor aller Dorfaugen“. In: *literataz*, 17.3.2011. (Zu: „Cherryman“).
105. Bulban, Franziska: „Mörderischer Kirschbaum“. In: *Die Zeit, Literaturbeilage*, März 2011. (Zu: „Cherryman“).

106. Schröder, Christoph: „Der Gärtner, der Osten und die Nazis“. In: Süd-deutsche Zeitung, 12.4.2011. (Zu: „Cherryman“).
107. Haas, Daniel: „Da blüht uns was“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16.4.2011. (Zu: „Cherryman“).
108. als.: „Brauner Mitläufer“. In: Neue Zürcher Zeitung, 12.5.2011. (Zu: „Cherryman“).
109. Sprang, Stefan: „Auch Mörder darf man nicht umbringen, im Prinzip“. In: Stuttgarter Zeitung, 20.5.2011. (Zu: „Cherryman“).
110. Gaiser, Martin: „Wie der politische Alltag zu Literatur wird“. In: literaturkritik.de. 2011. Nr. 5. (Zu: „Cherryman“).
111. Küveler, Jan: „Hier quillt die Seelenmarmelade“. In: Die Welt, 4.6.2011. (Zu: „Cherryman“).
112. Maidt-Zinke, Kristina: „Mitläufer wider Willen“. In: Süddeutsche Zeitung, 6.6.2011. (Zu: „Cherryman“).
113. Hierl, Tobias: „Ich denke in Geschichten“. Gespräch. In: Buchkultur. 2011. H. 136. (Juni/Juli). S. 14–15.
114. Werner, Alice: „...bis zum überstürzten Showdown mit Säge“. In: Neues Deutschland, 5.10.2011. (Zu: „Cherryman“).
115. Ruffing, Jeanne: „Identität ermitteln. Ethnische und postkoloniale Kriminalromane zwischen Popularität und Subversion“. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2011.
116. Krekeler, Elmar: „Grüne Soße mit Schuss“. In: Die Welt, 31.8.2012. (Zu: „Bruder Kemal“).
117. Buß, Christian: „Der Straßenkötter und die scharfe Mutter“. In: Spiegel Online, 3.9.2012. (Zu: „Bruder Kemal“).
118. Klingenmaier, Thomas: „Bandenkriege, Buchmesse und falsche Schweden“. In: Stuttgarter Zeitung, 7.9.2012. (Zu: „Bruder Kemal“).
119. sy: „Die Bälle immer schön flach halten“. In: Frankfurter Rundschau, 10.9.2012. (Zu: „Bruder Kemal“).
120. Papst, Manfred: „Dieses ist der fünfte Streich“. In: NZZ am Sonntag, 16.9.2012. (Zu: „Bruder Kemal“).
121. Aydemir, Fatma: „Kemal Kayankaya, Chamäleon“. In: die tageszeitung, 26.9.2012. (Zu: „Bruder Kemal“).
122. Rupp, Stephanie: „Mit Hetzparolen lässt es sich prima Bücher verkaufen“. In: Nürnberger Zeitung, 10.10.2012. (Zu: „Bruder Kemal“).
123. Rühle, Alex: „Seine Hellsichtigkeit“. In: Süddeutsche Zeitung, 13./14.10.2012. (Zu: „Bruder Kemal“).
124. Knörer, Ekkehard: „Lob der souveränen Kopie“. In: der Freitag, 22.11.2012. (U. a. zu: „Bruder Kemal“).
125. Gellner, Christoph: „Kismet, Letzte Sure, Mord im Zeichen des Zen. Interkulturelle Krimikonstellationen – mehr als Mystifikationen und exotische Kulisse“. In: Andreas Mauz / Adrian Portmann (Hg.): Unerlöste Fälle. Religion und zeitgenössische Kriminalliteratur. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2012. S. 121–141.
126. Henning, Peter: „Sie wird mir fehlen, seine Nähe“. In: Zeit-online, 17.1.2013. (Nachruf).
127. Balke, Florian: „Schnsuchtsbücher“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Kultur, 18.1.2013. (Nachruf).
128. Bartels, Gerrit: „Deutschland hört sich immer gleich an“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 18.1.2013. (Nachruf).
129. Bucheli, Roman: „Nah am Puls der Zeit“. In: Neue Zürcher Zeitung, 18.1.2013. (Nachruf).
130. Dirksen, Jens: „Mitten aus dem Leben“. In: Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 18.1.2013. (Nachruf).
131. Ebel, Martin: „Bye-bye, Türke!“ In: Tages-Anzeiger, Zürich, 18.1.2013. (Nachruf).
132. Fanizadeh, Andreas: „Ein Frankfurter Bubb“. In: die tageszeitung, 18.1.2013. (Nachruf).
133. Godazgar, Peter: „Krimiautor mit schwarzem Humor“. In: Mitteldeutsche Zeitung, 18.1.2013. (Nachruf).

134. Kegel, Sandra: „Eine Frage der Moral“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.1.2013. (Nachruf).
135. Krause, Tilman: „Magic Man der Nachwende-Literatur“. In: Die Welt, 18.1.2013. (Nachruf).
136. Lawson, Mark: „Jakob Arjouni obituary“. In: The Guardian, 18.1.2013. (Nachruf).
137. Rühle, Alex: „Hinter Ginestas beginnt das Paradies“. In: Süddeutsche Zeitung, 18.1.2013. (Nachruf).
138. Simon, Anne-Catherine: „Ein türkischer Detektiv im muffigen Deutschland“. In: Die Presse, Wien, 18.1.2013. (Nachruf).
139. Staude, Sylvia: „Ade, Kayankaya“. In: Berliner Zeitung, 18.1.2013. (Nachruf).
140. Weber, Mirko: „Milieu unterm Mikroskop“. In: Stuttgarter Zeitung, 18.1.2013. (Nachruf).
141. Weidemann, Volker: „Bist du dumm? Das ist mein Stil“. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 20.1.2013. (Nachruf).
142. Bartels, Gerrit: „Von Borste zu Bratwurst. Deutsche Szenen: Jakob Arjounis großartiger letzter Roman ‚Bruder Kemal‘“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 24.1.2013.
143. Deshusses, Pierre: „Décès de Jakob Arjouni, roi du polar allemand“. In: Le Monde, 24.1.2013. (Nachruf).
144. Fanizadeh, Andreas: „Bruder Jakob“. In: die tageszeitung, 26.1.2013. (Nachruf).
145. Richter, Ronald: „Geschichtenerzählen als Heimat“. In: Theater der Zeit, 2013. H.3. S.57. (Nachruf).
146. Grimes, William: „A Master of Crime Fiction in a Nation Lacking Them“. In: New York Times, 2.10.2013.
147. „Melville House Creates Jakob Arjouni Fund“. In: Publishers Weekly, 7.10.2013.
148. Fangauf, Henning: „Beim Lesen seiner Stücke. Erinnerungen an Jakob Arjouni“. In: Ixypsilonzett. Das magazin für Kinder- und Jugendtheater. 2013. H.3. S.14f.
149. Seiler, Christian: „Hätte er eine Party geschmissen?“. In: Der Standard, Wien, 11.10.2014. (Zum 50. Geburtstag).
150. Hintermeier, Hannes: „Aufgeheizt und aufgewärmt. Krimis in Kürze: Eine zweite Chance für Klassiker“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.10.2014. (Zu: „Die Kayankaya-Romane“).
151. Seeber, Stefan: „Allein unter Hessen. Formen der Komik in den Kayankaya-Romanen von Jakob Arjouni“. In: Mord und Totlach. Hg. von Christian Hoffstadt u.a. Bochum (Projekt) 2014. S.81–92.
152. Beck, Sandra: „Zwei Welten. Interkulturelles Erzählen in der deutschsprachigen Kriminalliteratur der Gegenwart“. In: Dies. / Katrin Schneider-Özbek (Hg.): Gewissheit und Zweifel. Interkulturelle Studien zum kriminalliterarischen Erzählen. Bielefeld (Aisthesis) 2015. S. 7–40.
153. Čujić, Sandra: „Herkunftskonzepte und Identitätsinszenierung in Jakob Arjounis ‚Kismet‘“. In: Sandra Beck / Katrin Schneider-Özbek (Hg.): Gewissheit und Zweifel. Interkulturelle Studien zum kriminalliterarischen Erzählen. Bielefeld (Aisthesis) 2015. S. 59–77.
154. Moraldo, Sandro M.: „Fremdheit in der Heimat als Zuschreibung, Faszinosum und Bedrohung – Ein Versuch über Jakob Arjounis ‚Bruder Kemal‘“. In: Sandra Beck / Katrin Schneider-Özbek (Hg.): Gewissheit und Zweifel. Interkulturelle Studien zum kriminalliterarischen Erzählen. Bielefeld (Aisthesis) 2015. S. 79–97.
155. Onaran, Sevil: „Kati Hirschel als Gegenpol zu Kayankaya? Esmahan Aykols Detektivin als Projektionsfläche“. In: Metin Toprak / Ali Osman Öztürk: Migration und kulturelle Diversität. Tagungsbeiträge des XII. Internationalen Türkischen Germanistik Kongresses. Frankfurt/M. (Lang) 2015. S. 133–146.

156. Sturm-Trigonakis, Elke: „Kayankaya, Cheng und Weber-Tejedor als narrative Konfigurationen des Dritten“. In: Sandra Beck / Katrin Schneider-Özbek (Hg.): *Gewissheit und Zweifel. Interkulturelle Studien zum kriminalliterarischen Erzählen*. Bielefeld (Aisthesis) 2015. S. 99–118.
157. Zeller, Regine: „‘Türkischer’ Detektiv mit doppeltem Bewusstsein. ‚Happy birthday, Türke!‘ und die stereotypen Bilder des Fremden“. In: Sandra Beck / Katrin Schneider-Özbek (Hg.): *Gewissheit und Zweifel. Interkulturelle Studien zum kriminalliterarischen Erzählen*. Bielefeld (Aisthesis) 2015. S. 41–57.
158. Biller, Maxim: „Der deutsche Erfinder des türkischen Privatdetektivs“. In: *Die Zeit*, 23.3.2016. (Porträt).
159. Fanizadeh, Andreas: „BRD-NOIR. Philip Waechter illustriert Jakob Arjounis ‚Happy Birthday, Türke!‘. Frankfurt, schmutzig und lila“. In: *taz.am* wochenende, 10.12.2016.
160. M. H.: „Kayankayas erster Fall“. In: *Neues Deutschland, Literaturbeilage*, 23.3.2017. (Zu: „Happy Birthday, Türke“).
161. Duda, Agata: „Berlin im Großstadtroman ‚Magic Hoffmann‘ von Jakob Arjouni“. In: *Studia niemcoznawcze*. Bd. 57. Warszawa (Uniw. Warszawski, Inst. Germanistyki) 2017. S. 407–415.
162. Car, Milka: „Die postjugoslawische Konstellation in Kriminalromanen ‚Der Knochenmann‘ von Wolf Haas und ‚Kismet‘ von Jakob Arjouni“. In: *Andrea Krisztina Bánffy-Benedek / Gizella Boszák / János-Szatmári Szabolcs / Ágota Nagy* (Hg.): *Netzwerke und Transferprozesse. Studien aus dem Bereich der Germanistik*. Wien (Praesens) 2018. S. 171–179.
163. Beck, Sandra: „Blood, Sweat and Fears. Investigating the Other in Contemporary German Crime Fiction“. In: Thomas W. Kniesche (Hg.): *Contemporary German Crime Fiction. A Companion*. Berlin, Boston (De Gruyter) 2019. S. 183–205.
164. Jędrzejewski, Maciej: „Gesellschaft in Jakob Arjounis Werk“. Berlin u.a. (Lang) 2019.
165. Hronek, Richard Matthew Morgan: „Increasingly Soft-Boiled!? Kemal Kayankaya’s Transformation from Hard-Boiled Loner to Bourgeois Father-To-Be in Jakob Arjouni’s Kayankaya Series“. Wisconsin, Madison (ProQuest Dissertations Publishing) 2020.
166. Moraldo, Sandro M.: „Türke von Geburt‘ und ‚Staatsbürger der Bundesrepublik‘. Überlegungen zum irregulären Lebenslauf von Jakob Arjounis Privatermittler Kemal Kayankaya“. In: *Annali di Cà Foscari. Serie occidentale*. Bd. 54. 2020. S. 69–86.
167. Aust, Robin-M. (Hg): „Was ich schreibe, ist leider weder lustig noch ein Märchen“. *Erzählverfahren, Identitätskonzepte und Gesellschaftskritik bei Jakob Arjouni*. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2023. (Mit Beiträgen von Robin-M. Aust, Manuel Bauer, Wolfgang Brylla, Sandra Čujić, Melissa Heinbach, Richard Hronek, Carolin Kull, Sandro Moraldo, Joshua C. Poschinski, Denise Schroeren, Stefan Seiber, Sarah Seidel und Carolin Wallraven).

(Stand 15.6.2024)

